

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 175.

Freitag, 30. Juli.

1915.

(17. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Hanshofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Vor diesen angstvollen, fragenden, drohenden Augen packte sie ein so tiefes, banges Gefühl ihrer unverzeihlichen Schuld, daß sie unwillkürlich zitterte, wie ein furchtbares Kind den Kopf schüttelte, während das Ruden um ihren Mund, ihr scheuer Blick sie doch verriet.

Er packte sie bei der Hand.

„Sag, sag, daß du mir tren warst!“

Sie konnte seinen Blick nicht mehr ertragen. Sie wehrte sich mit heftiger Gebärde gegen den Arm, der sie festhielt.

„Daß mich doch! Ich weiß nicht, was du willst! Warum quälst du mich so?“

„Felicitas!“ stöhnte er. „Wenn du ein gutes Gewissen hättest, würdest du dich nicht fürchten vor mir!“

Austretend hob sie das geknickte Haupt. Fassungslos er Jammer schlug ihr entgegen. Wie hatte sie in einem Menschenantlitz einen solchen Ausdruck namenlosen Leids gelesen. Das bitterböse Wort, es war nur wie ein Schrei gewesen, der wirre, sinnlose Schrei aus einem blutenden Herzen.

Die todtraurigen verstörten Augen, sie standen noch vor ihr, als sie schon fortgegangen war.

Sie hielt die Hände an die hämmernenden Schläfen gedrückt, sie duckte sich förmlich, wie zitternd vor dem Unheil, das nun über sie hereinbrechen mußte. Aber noch war sie wie betäubt, verständnislos für das, was geschehen war.

Sie hörte, daß Walter im Schlafzimmer einige Schubfächer öffnete, hörte seinen Schritt im Flur, hörte, wie er dem Diener befohl, seinen Koffer wieder zur Bahn zu bringen, zu dem Zuge nach Eltville.

Die Wohnungstür fiel ins Schloß. Der dumpfe Schlag riß sie aus ihrer Erstarrung. Das war die Entscheidung; ihre Verurteilung. Er reiste zu seinen Eltern. Er floh aus ihrem Heim. Nun begriff sie erst, was sie getan, daß ihr Schweigen ihm verraten, was er niemals erfahren durfte, daß nun der Zusammenbruch kam, daß der Boden unter ihren Füßen schwankte wie bei einem Erdbeben, daß sie ihre friedliche Existenz zertrümmert hatte.

Und in die tragische Verstörung mischte sich doch wieder die schlichte Alltätigkeit. Die Köchin kam herein und fragte, ob der gnädige Herr denn nicht beim Essen bleibe, es verbräte ja.

Sie hatte ein kleines Festmahl bereiten lassen, den Tisch mit Blumen geschmückt zu seiner Ankunft.

„Nichten Sie nur an“, sagte sie, und schöpfte mechanisch die Suppe heraus, zwang sich, um der fremden Augen willen, zu essen.

Aber sie brachte keinen Bissen über die Lippen.

Wozu auch noch diese letzte Verstellung, da ja doch alles verloren war? Möchte das Mädchen denken, was sie wollte, wenn sie die Speisen unberührt wieder abtragen mußte!

Sie riegelte sich in ihr Zimmer ein und versuchte zu überlegen, was sie nun tun sollte? Hier blieb sie

nicht! Hier, wo man es sich wohl in ein paar Stunden als willkommenen kleinen Skandal erzählte, daß ihr Mann sofort nach der Ankunft das Haus wieder verlassen habe. Hier, wo sie nicht eine Seele hatte, der sie vertrauen konnte! Aber wohin sich wenden? Nur nicht heim zu den Eltern! Sie fürchtete sich vor den Augen des Vaters, noch mehr aber vor den lauten Fragen, vor den dramatischen Szenen der Mama.

Blötzlich fiel ihr ein, daß Oly morgen zu ihr kommen wollte! Nun war's zu spät. Nun durfte die Schwester, die sie so sehnlichst erwartet hatte, nicht mehr kommen. Sie warf die wenigen Beilen hin und schickte sie gleich auf die Post.

Und dann packte sie ihren Koffer, ohne zu wissen, wohin sie reisen würde! Fort, nur fort! Hinaus aus dieser verhassten Kleinstadt, die ihr Verderben geworden!

Mit dem ersten Morgenzug fuhr sie am nächsten Tage weg; der Heimat zu. Ach, wie hatte sie sich nach ihr gesehnt! Aber nun konnte auch der Anblick der geliebten Berge sie nicht froh machen, auch die frischere Luft, die ihr über der rauhen Alb entgegenwehte, das Schreckliche nicht mehr fortwischen: Diese todtraurigen Augen, die sie unablässig anblickten mit einer wilden Anklage, mit einer Mahnung an ihre Schuld.

In einem stillen Dorf am Ammersee war sie einmal mit den Eltern gewesen. Dorthin flüchtete sie mit einem dumpfen Verlangen, sich zu verstecken vor allen Menschen.

Oly, die schon ihren Koffer zur Fahrt in die Pfalz gepackt hatte, mußte schließlich doch den Eltern mitteilen, daß die Schwester ihr in einem seltsam aufgerogten Bilette abgeschrieben hatte. Und da keine weitere Nachricht kam, Felicitas auch tagelang keinerlei Lebenszeichen von sich gab, auf ein Telegramm, das man in ihre Wohnung schickte, nicht antwortete, fing man an, sich zu ängstigen.

Dr. Robertus erschrak, als unvermutet sein Schwiegerjohn in seinem Sprechzimmer stand, mit blassen, von Schmerz und tiefstem Seelenleid verstorbenen Zügen.

„Was ist geschehen, Walter?“ fragte der Vater bestürzt.

„Frage mich nicht“, erwiderte Walter tonlos. „Ich bin nicht gekommen, um Felicitas anzuklagen. Du weißt, wie ich sie geliebt habe, daß es etwas Unverzeihliches sein muß, das mich auf immer von ihr trennt! Aber ich möchte sie in eurem Schutz wissen. So viel Verantwortung habe ich noch für die Frau, die meinen Namen trägt, daß ich sie nicht allein, nicht unter den schlechten Einflüssen, die auf sie eingewirkt haben müssen, zurücklassen will.“

Seine Stimme zitterte so vor verhaltenem Jammer, daß Dr. Robertus ihm nur mit gramvollem Gesicht die Hand drückte, keine Frage mehr über die Lippen brachte. Er ahnte in tiefer Erschütterung, was ge-

sehen sein mußte, um die Ehe, an deren Glück er geglaubt, so jählings auseinanderzureißen.

In stummem Entsetzen und mit nassen Augen leitete er Walter zur Tür.

„Leb' wohl, Papa!“ sagte der Offizier, sich hastig abwendend. „Das ist wohl ein ernster Abschied und für lange!“

Felicitas hatte ihre Adresse in ihre Wohnung in der Pfalz geschickt. Bei dem Gedanken, Walter könnte glauben, sie wäre nach Frankfurt zu Sollinger, war ihr plötzlich eine flammende Rote in die Wangen gestiegen und sie hatte es doch vorgezogen, ihr Mhl zu verraten.

So kam es denn, daß eines Tages ihr Vater vor ihr stand.

Er blickte sie nur wortlos an mit seinen ernsten, gütigen Augen. Und der stumme Vorwurf traf sie so erschütternd, daß sie mit heißem Schluchzen die Hände vor das Gesicht drückte.

„Ich hätte nicht geglaubt, Fe, daß ich mich deiner einmal schämen müßte!“ sagte er mit umflorter Stimme.

Aber wie er den Kindern, die zur Strafe in sein Zimmer geschickt worden waren, einst sanft das gesenkte Köpfchen gestreichelt hatte, so fügte er auch nun mit wehmütiger Güte hinzu:

„Einen Teil deiner Schuld muß ich auf mich nehmen. Ich habe mich zu wenig um eure Erziehung kümmern können! Ihr seid mit zu wenig Lebensernst aufgewachsen! Erwinnere dich, wie ich dich warnte, als du dich mit einem Offizier verlobtest, vor der kleinen Garnison. Das Vergnügen hat dir geschelt, nicht wahr, mein unglückseliges Kind! Die Gek, die Lustbarkeit, an die man euch gewöhnt hatte! Oder, sag' es mir ehrlich, oder hast du einen anderen Liebgewonnen?“

Sie schüttelte beschämt das Haupt.

„Nein, nein, Vater!“ schluchzte sie verzweifelt.

Und dann mit einem heißen Verlangen zu beichten, ihr banges Herz auszuschnitten, stammelte sie:

„Aus Langeweile, nur aus Langeweile habe ich mich in die Gefahr verstrickt und dann — dann —“

„Aus Langeweile ein zerstörtes Leben! Aus Langeweile ein Glück vertan!“

Sie hörte einen tiefen Seufzer ihres Vaters, und als sie ausblickte in sein Gesicht, da verstand sie erst, wie er sich um sie grämte, wie hoffnungslos ihm ihre Zukunft schien.

Wenige Tage später erhielt sie das Schreiben eines Anwalts, der ihr mitteilte, daß er im Auftrage ihres Vaters die Scheidung ihrer Ehe bei Gericht beantragt habe.

Und nun half es auch nichts, daß sie sich in der ländlichen Stille vergrub; nun ward in Mutmaßungen und böswilligen Erörterungen und witzigen Erzählungen von Mund zu Mund ihr trauriges Geheimnis der Welt offenbart; die Störung ihrer Ehe unter den Verwandten und Freundinnen zum Gesprächsstoff, denn unter den Militärdienstnachrichten stand zu lesen:

Oberleutnant von Jahrenstein scheidet aus dem bayerischen Militärdienst behufs Eintritts in die Kaiserliche Schutztruppe in Südwestafrika.

Walter hatte sofort eine Forderung an Franz Sollinger geschickt. Aber der Säger hatte den beiden Offizieren, die ihn im Auftrage des Kameraden aufsuchten, kühl erwidert:

Er habe eben seinen Kontrakt für ein neues Gastspiel in Amerika unterzeichnet und wäre nicht gewillt, die schwere Konventionalstrafe zu zahlen für den Fall, daß er verhindert würde, rechtzeitig einzutreffen. Übrigens erlaube er sich, als Zivilmensch und vorurteilsloser Künstler das Duell für einen Unsinn zu halten.

Als Walter diesen Bescheid gehört, war er in seine Garnison gefahren, hatte um seine Entlassung aus dem bayerischen Seeresdienste und um vorläufigen Urlaub nachgesucht und sich in der einkamsten Verggogend herumgetrieben, bis er die Nachricht erhalten, daß er in

die Schutztruppe eintreten und sich am 20. Juli einschiffen könne nach Südwest.

Auch Frau Dr. Robertus mußte es nun zu Ohren kommen, daß die Ehe ihrer Tochter geschieden werden sollte. Sie war außer sich.

„Ich habe mich an der Bühne tadellos gehalten“, versicherte sie mit Pathos, „und muß nun erleben, daß meine Kinder mir meine gesellschaftliche Position untergraben!“ Sie bestand darauf, München gleich zu verlassen, und obwohl ihr Mann ihr dringend eine Badefur in Rissingen riet, mietete sie eine Villa in Fischbach — einem einsamen Dörfchen im Tntal —, wo sie keinem Bekannten zu begegnen hoffte.

Es war nicht bloß die Verstimmlung über die Ereignisse der letzten Zeit, die sie in diese weltferne Gegend trieb, sondern sie hatte auch einen heimlichen Plan, der fern von dem Gatten heranreifen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Das Kleine in einem großen Sinne behandeln, ist Höhepunkt des Geistes; das Kleine für groß und wichtig halten, ist Pedantismus. Feuchtersleben.

Von Engländern belästigt.

Eine Deutschamerikanerin, die seit 30 Jahren in Chicago lebt und kürzlich gleichzeitig mit Dernburg auf dem norwegischen Dampfer „Vergensfjord“ zum Besuch ihrer Angehörigen in Kiel nach Deutschland heimgekehrt ist, hat über ihre Reise nach Europa die folgenden Aufzeichnungen gemacht, die den „Kieles Neuesten Nachrichten“ freundlichst zur Veröffentlichung übergeben wurden:

„Am Samstag, den 12. Juni 1915, verließen wir auf dem schönen Dampfer „Vergensfjord“ New York. Da Excellenz Dernburg mit Gemahlin an Bord waren und ihm von den Gesandten in Washington sichere Reise versprochen war, so glaubten wir vor englischen Beunruhigungen sicher zu sein. Das Wetter war herrlich, die Fahrt über die Meeressteile, in denen zu dieser Jahreszeit dauernd Tag ist, schnell, so daß der Kapitän uns eine besonders frühe Landung in Bergen versprach, und da er auch schon die Karten von Bergen nach Kopenhagen verteilen ließ, so beglückwünschten wir uns schon zu der schnellen und glücklichen Fahrt. Doch das Verhängnis nahte! Sonntagmorgen 5 Uhr stand der Dampfer still, von einem englischen Kriegsschiff angehalten. Offiziere und betraffene Matrosen kamen an Bord. Die Matrosen wurden über das ganze Schiff verteilt, so daß die freien Bürger eines freien Landes auf neutralem Schiff von englischen Soldaten wie Verbrecher bewacht wurden. Nach kurzer Verhandlung mit dem Kapitän übernahmen die Engländer die Führung des Schiffes, und wir befanden uns in britischer Gefangenschaft auf dem Weg nach Kirkwall, wo unser Schiff am Montagmorgen um 7 Uhr vor Anker ging. Nach einigen Stunden erwartungsvoller Spannung kamen gegen 11 Uhr englische Beamte an Bord. Wir erhielten den Befehl, uns im Saal zu versammeln und dann einzeln im Schreibzimmer vor dem britischen Gefangenewart zu erscheinen. Man verlangte nicht nur unsere Pässe, die doch erwiesen, daß wir amerikanische Bürger sind, sondern auch Bürgerpapiere, Geburtscheine, und man wollte wissen, weshalb die Reise unternommen sei, und dergleichen mehr. Alle Reisenden beantworteten diese Fragen, nur ein geborener Amerikaner deutscher Abstammung widersetzte sich der ungeseligen und dem Völkerrecht widersprechenden Untersuchung. Er zeigte seinen Paß, verweigerte aber jede weitere Auskunft. Es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung, in der der englische Hafenmeister wegwerfende Bemerkungen über die amerikanische Regierung machte. Schließlich erklärte sich die Frau des Amerikaners bereit, einige Frage beantworten zu wollen, und wir glaubten, die Sache sei erledigt. Da erschienen am nächsten Morgen wieder Beamte an Bord zur Untersuchung des Zimmers und der Koffer jener amerikanischen Familie. Die englischen Behörden waren von der berühmten Detektivfirma Pinkerton in New York, die in englischem Gold steht, durch Kabelnachricht davon unterrichtet worden, daß auf unserem Schiff wich-

tige Papiere nach Deutschland gebracht werden sollten. Trotz sorgfältigster Untersuchung mußten die klugen Briten mit langer Nase wieder nach Kirkwall abziehen, und wir glaubten zum zweitenmal an baldiges Fortkommen. Jedoch den nächsten Tag erreichte unsere Erregung den Höhepunkt, als das kleine englische Regierungssboot, das den hochsprechenden Namen „Pax vobiscum“ („Friede sei mit euch!“) führt, außer zwei Beamten noch eine Beamtin an Bord brachte. Blühschnell verbreitete sich die Nachricht, daß eine junge Deutsche, Frau G., deren Mann naturalisierter Amerikaner ist, untersucht werden sollte, weil jenseits so wichtigen Papiere gefunden werden mußten. Weshalb gerade diese Dame in Verdacht gekommen war, wurde erst etwas später bekannt. Eine junge Norwegerin, die an einen Engländer verheiratet ist, hatte ihrem Manne nach England geschrieben, daß es auf dem Dampfer sehr interessant sei, wie sich zwei Parteien gebildet hätten, eine deutsche und eine dreierbändersfreundliche, die sich täglich aneinander rieben, und daß sie das Zimmer teile mit einer Deutschen (Frau G.), die eine deutsche Spionin sein müsse. Die Deutsche habe zweifellos wertvolle Papiere in einer Tasche, die sie mit Argusaugen bewache, und von der sie sich niemals trenne. Diese in Kirkwall zur Post gegebene Nachricht war von der englischen Zensur geöffnet und so der Behörde bekannt geworden. Die daraufhin so sehr gesuchten Papiere erwiesen sich als — Kompositionen des Mannes, die Frau G. in Deutschland verwerten wollte. Wieder mußten die Herren Engländer mit langen Gesichtern abziehen. Wir aber hatten wieder einen Tag verloren! Denn erst am Mittwochabend um 10 Uhr kam endlich, mitten hinein in die Johannisfeier der Norweger, die Erlaubnis zur Abfahrt; um 11 Uhr durften wir wieder hinaus! Der Jubel war unbeschreiblich, als sich die Räder des Schiffes zu bewegen angingen.

Frau G. E. aus Chicago.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Trinkwasserversorgung unserer Truppen im Felde.

Eine der wichtigsten Aufgaben der Militärhygiene ist es, für die im Felde stehenden Truppen einwandfreies Trinkwasser bereitzustellen, wenn sie nicht jenen verheerenden Epidemien ausgesetzt sein sollen. Typhus, Cholera und Ruhr werden zum großen Teil durch das Trinkwasser verschleppt. In den Ländern, in denen unsere Heere stehen, gebricht es aber fast überall noch an einwandfreiem Wasserleitungen. In Westflandern und in Nordfrankreich fehlen Quellwasser, die Gemeinden mußten Ziehbrunnen anlegen und durch Errichtung von Zentralkwasserversorgerwerken ein gesundes Wasser schaffen. Dies haben der großen Kosten wegen nur einzelne größere Städte Belgiens getan; die anderen müssen sich mit Einzelbrunnen begnügen. Das Trinkwasser aus diesen aber ist, wie Dr. Fürth in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ ausführt, durchaus nicht einwandfrei, manchmal aber ganz unbrauchbar. Auch die Regenwasserpumpen, die jedes flandrische Haus besitzt, befriedigen häufig nicht die hygienischen Ansprüche. Dagegen ist es durch Mithilfe der deutschen Militärhygieniker gelungen, durch Anlegung neuer Brunnen gutes Trinkwasser zu schaffen. Teils werden Flachbrunnen angelegt, die Truppenverbände führen artesischen Brunnen mit sich, die in kurzer Zeit Wasser liefern, teils sind sogar Tiefbrunnen von 50 und mehr Meter gebaut worden, besonders dort, wo Truppenverbände längere Zeit liegen bleiben sollten. In Polen ist, wie Dr. B. Schwalen in derselben Zeitschrift schreibt, überall in 3 bis 4 Meter Tiefe Wasser zu finden, wenn auch nur in kleineren Mengen. Man bemüht deswegen nur Ziehbrunnen und kleine Pumpbrunnen. Der Ziehbrunnen hat den Vorteil, daß er nur von oben verunreinigt werden kann. Denn der diluviale Untergrund Polens ist ein ausgezeichnetes Filter, da, wenn keine Rauchgruben in nächster Nähe sind, eine Verunreinigung des Wassers vom Grund aus nicht stattfinden kann. Schließlich ist es auch der chemischen Wissenschaft gelungen, Reinigungs- und Desinfektionsmittel für das Wasser in kompakter Form zu schaffen, vermittelst derer der einzelne Soldat sich in kürzester Zeit gesundes Wasser bereiten kann. Gevarnt wird vor künstlichen Mineralwässern und Limonaden, da das Wasser, aus dem sie hergestellt sind, gewöhnlich unfiltriert und undestilliert ist und so gesundheitsgefährlich wirken kann.

Der Blindgänger. In einer Berliner Gerichtsverhandlung wurde kürzlich ein wertvoller Schatz als ein „sogenannter Blindgänger“ bezeichnet. Daraus hat man zu schließen, daß dieser Kunstausdruck in Geschäftskreisen jetzt im Schwange ist. Vor dem jetzigen Kriege hatte unsere Kaufmannswelt keine Gelegenheit, etwas darüber zu erfahren, was „Blindgänger“ sind; jetzt ist aber in Feldpostbriefen, den Schilderungen der Kriegsberichterstatter usw. überall von ihnen die Rede. Man kann daher, so schreibt uns ein Mitarbeiter, nur annehmen, daß diese hübsche Übertragung eines Bildes aus dem militärischen Gebiet in die Sprache des kaufmännischen Lebens erst im Laufe dieses Krieges vor sich gegangen ist. Auch das sehr gründliche und auf geübten Forschungen beruhende „Wörterbuch der deutschen Kaufmannssprache“ von Alfred Schirmer, das im Jahre 1911 erschienen ist, verzeichnet diesen Ausdruck noch nicht. Man ersieht also aus diesem hübschen Beispiel, daß unsere Sprache fortwährend neue Vergleiche und Bilder schafft. In der Militärsprache führt das Wort „blind“ keine unbedeutende Rolle; man spricht dort u. a. von einer blinden Rotte, das ist eine Rotte, in der ein Mann fehlt; von blinden Schüssen, blind geladenen Geschossen und von Blindgängern. Die blinden Schüsse enthalten im Gegensatz zu den scharfen nur eine Ladung, aber kein Geschos; für Geschos verwendet man die blinden Patronen, die in unserem Heere Platzpatronen genannt werden; für Geschosze die sogenannten Manövergeschosze oder Manöverkartuschen. Ein Blindgänger aber ist ein verfeuertes Hohlgeschos, das nicht gesprungen ist. Mit besonderer Genauigkeit darf man es aufnehmen, daß die Geschosze, die das „neutrale“ Amerika an die englische, französische und russische Front schickt, einen sehr stattlichen Prozentsatz von Blindgängern aufweisen. Der Ausdruck „Blinder Lärm“ zeigt uns ganz deutlich, daß wir es in diesem Falle mit einer ursprünglich nur dem militärischen Gebiet angehörenden Bezeichnung zu tun haben; das Wort „Lärm“ ist aus „Alarm“ hervorgegangen, und diesem liegt der lateinische Kommandoruf „Adarma“ (zu den Waffen) zugrunde. Auch in der Marine trifft man das Wort „blind“ mehrfach bei Fachausdrücken an. So ist eine blinde Klippe ein der Schifffahrt gefährlicher Felsen, der vom Wasser bedeckt und deswegen nicht sichtbar ist. Gewisse Teile der Schiffstafelung werden vom Seemann blinde Streber und blinde Nasen genannt. Noch auf vielen anderen Gebieten gelangt das Wort „blind“ in übertragener Weise zur Anwendung. Im Bergbau heißt z. B. ein Schacht, der nicht zutage reicht, ein blinder Schacht; in der Baukunst spricht man von blinden Fenstern, blinden Türen usw. Glas und Metalle, die durch chemische oder mechanische Einflüsse ihren Glanz oder ihre Durchsichtigkeit verloren haben, werden „blind“ oder „matt“ genannt. Die letzte Bezeichnung stammt aus dem Italienischen, in dem das Wort matto einst die Bedeutung von „sinnlos“ hatte. Die casa matta war in der italienischen Befestigungskunst ein blindes, d. h. unsichtbares Haus. In sehr vielen sprachlichen und militärischen Handbüchern wird das Wort „Kasematte“ aus dem Spanischen hergeleitet und mit dem dieser Sprache eigenen Worte matar — töten in Verbindung gebracht; Kasematte wird nach dieser Auffassung als „Mordkeller“ gedeutet. Daß eine solche Erklärung falsch ist, liegt auf der Hand; die Kasematte hat doch den Zweck, den in einer Festung belagerten Truppen Schutz zu gewähren. Die Erklärung des Wortes als „blindes Haus“ ist die einzig zutreffende.

Ein waderer Lateiner. Das „Giornale d'Italia“ erwähnt einen Vorfall, der sich in den jüngsten Kämpfen auf dem Monte Nero abgespielt hat, als ein ungarischer Offizier einen italienischen, um sich ihm verständlich zu machen, lateinisch ansprach, und erinnert im Anschluß daran an die Tatsache, daß um das Jahr 1000 das Lateinische durch ein Defekt zur offiziellen Reichssprache erklärt wurde. Die Kenntnis des Latein hat sich dadurch in Ungarn sehr verbreitet, und sie ist es noch heute. So machte sich ein italienischer Priester, als er nach Ungarn reiste, ohne irgendeine andere lebende Sprache zu kennen, weiter keine Sorgen; denn Latein hielt er für seine Stärke, und damit mußte er ja in Ungarn durchkommen. Nach einer langen Wanderung empfand er Hunger, trat in ein Wirtshaus ein und fragte den Kellner, während er sich an einen Tisch setzte: „Loquor latino?“ — „Utique“, erwiderte der Kellner und bestätigte damit seine Annahme, daß im Ungarn selbst die Kellner Latein sprechen. „Par igitur“, stellte also der hungrige Pastor, „par ovium.“ Straßland

blühte er den Kellner an, beglückt von dem Bewußtsein, daß der Stolz seines Lebens nun auch praktisch so schöne Früchte tragen sollte, aber zu seiner Verwunderung stürzte der Kellner nicht eilfertig davon, sondern fragte: „Lupus es tu?“ — „Bist du ein Wolf?“ „Was meint der Mensch damit?“ grübelte der ehrsame Pfarrer, forschte in den Tiefen seiner Lateinkenntnis nach und kam endlich auf des Rätsels Lösung: der Kellner hatte ihm gar nicht anders antworten können, denn statt ihm ein „par ovorum“ (ein paar Eier) zu bestellen, hatte er ein „par ovium“ — ein paar Schafe von ihm verlangt! Vielleicht war sein Wolfsbunger daran schuld gewesen.

Der 24-Millionen-Schatz der „Rutine“. Nachdem mit der „Titanic“ gewaltige Werte an Bargeld, Edelmetall und Kostbarkeiten auf dem Meeresgrund gesunken waren, hat auch die unermüdliche Arbeit unserer Unterseeboote so manche Schätze in die Nordseetiefen versenkt. Ob sie je wieder gehoben werden? Der „blanke Hanns“ hält freilich gern fest, was er hat, aber die nur durch den Ausbruch des Krieges nicht zu einem erfolgreichen Ende geführten Arbeiten, den Schatz der „Rutine“ aus seinem mehr als hundertjährigen Seegrab zu bergen, lassen doch jene Möglichkeit nicht für immer ausgeschlossen erscheinen. Deshalb ist gerade jetzt, da jeder Tag ähnliche Probleme für die Zukunft häuft, eine Skizze von Hanns Günther im neuesten Heft von „Schutz und Waffe“ über die Schiffskatastrophen und die Hebungversuche der „Rutine“ von besonderem Interesse: Infolge der Besetzung Hollands zu Ende des 18. Jahrhunderts machte sich in Hamburg plötzlich ein riesiger Bedarf an Bargeld geltend. Nur England konnte damals helfend einspringen, dann es stand nach mehrjährigem Kriege reicher als je da, weil es seine Verbündeten die Last des Kampfes hatte tragen lassen und selbst die Gewinne eingesteckt hatte. Mehrere Londoner Banken taten sich denn auch zusammen, um Hamburg die 24 Millionen Mark zu leihen, die es brauchte, und Anfang Oktober 1799 lag die Summe bereit, außer dem gemünzten Gelde bestehend aus 1900 Gold- und 500 Silberbarren. Zum Transport ward das Kriegsschiff „Rutine“ erwählt, eine prächtige, wenige Jahre früher den Franzosen weggenommene Fregatte, die am 9. Oktober bei klarem Himmel von Portsmouth Roads absegelte. Zwölf Stunden später rauschte das Meer über ihrem Grabe: sie war in einem der gefährlichsten Herbststürme der Nordsee an dem Eingang der Zuidersee bei der Insel Texschelling mit vollen Segeln auf eine Sandbank aufgelaufen und sofort gekentert. Von den 300 Mann der Besatzung kamen nur zwei mit dem Leben davon. Die kostbare Ladung schien verloren, war aber bei Loyds in London voll versichert, die auch die kolossale Versicherungssumme auf der Stelle auszahlten. Merkwürdigerweise, vielleicht durch die Kriegszeit erklärlich, kümmerte sich zunächst niemand um die kostbare Ladung, trotzdem das Brack damals bei Ebbe noch leicht zu erreichen war und durch die beiden Überlebenden und die Zeitungen alle Welt von dem Schatz der „Rutine“ tougte. Und als ein Jahr später holländische Fischer sich an die Arbeit machten und mit primitiven Hilfsmitteln, wie Netzen und Aufsternzangen, Münzen und Barren im Werte von mehr als einer Million Mark gefördert hatten, vernichtete der „blanke Hanns“ alle Hoffnungen: die Strömungen der Nordsee begaben das Brack während einiger stürmischer Tage unter einer mächtigen Sandschicht, die allen Angriffen trotzte. Nun ward der Schlummer der „Rutine“ 20 Jahre lang nicht gestört. 1821 aber tat sich eine Anzahl holländischer Kaufleute zu der noch heute bestehenden „Privilegierten Vergungsgesellschaft“ zusammen, die aber mehr als ein Menschenalter lang gar nichts erreichte. 1866 wurde die modernste Technik für die Hebungversuche mobil gemacht. Man ging zunächst mit Schaufelbaggern ans Werk, was aber in 7 Jahren nur Goldmünzen im Werte von 20 000 M.utage förderte. Seit 1911 werden Saugbagger verwendet, die die Sandschicht absaugen und so den Weg für die Taucher frei machen, die im Schutze starker elektrischer Lampen arbeiten und von Hebekranen unterstützt werden. Auch diese Vergungserfolge waren zunächst vom Reich verfolgt — schon fühlte man durch ein Loch in der Schiffswand die Metallbarren, als das Brack sich sonderbarerweise in den nächsten Tagen in der durch den Saugbagger geschaffenen Höhlung drehte, so daß die Öffnung nicht mehr zugänglich war und die Taucher mit langer Nase abgeben mußten. Seitdem war die mit unendlichen Schwierig-

kriten verknüpfte Vergungsarbeit langsam aber stetig fortgeschritten und die Hebung des noch unberührt vorhandenen Millionenschatzes in greifbare Nähe gerückt, als der Ausbruch des Weltkrieges der Goldsucherei auf dem Meeresgrunde ein jähes Ende setzte. Vergeblich aber waren die jahrzehntelangen Arbeiten auf keinen Fall, denn sie lehrten das Schicksal untergegangener Schiffe auf dem Boden der Nordsee kennen, ihr schnelles Begräbnis unter den Sandmassen, die unterseeische Strömungen heranzwängen, und wiesen damit aber auch der Technik den Weg, um gegebenenfalls später manches versenkte Schiff und Gut zu heben.

Note Grütze — eine Kriegsernährungssache! Die Kriege früherer Zeiten haben die kriegführenden Völker bekanntlich mit vielen Dingen vertraut gemacht, die ihnen in ihrer Heimat bis dahin unbekannt geblieben waren. In den Kriegen der heutigen Zeit ist das anders; der moderne Verkehr hat ohnehin den Austausch der Kulturernährungsweisen zwischen den Völkern vermittelt. Wird noch dazu der Krieg aber in wirtschaftlich rückständigen Gebieten geführt, wie es die russisch-polnischen Schlachtfelder sind, so gibt es dort für ein vorgeschritteneres Volk erst recht nichts zu holen. Etwas anderes ist es schon, wenn der Krieg unsere Soldaten in Gegenden führt, deren Kultur mit der unseren auf derselben Stufe steht; hier lernen sie doch manche neue Sache kennen, für deren Verbreitung sie dann in ihrer Heimat sorgen, und sel es auch nur eine Vereinerung unseres Küchenzettels. Unter den Kriegsernährungssachen dieser Art, so schreibt uns ein Mitarbeiter, hat man die rote Grütze zu rechnen, jene köstliche Sauerspeise, die bei unseren nordischen Stammesgenossen, den Dänen und Schweden, schon längst heimisch gewesen ist. Sie wird bekanntlich aus dem Saft von frischen Johannisbeeren und Himbeeren mit Hinzugabe von Grieß, Sagomehl oder Tapioka hergestellt und mit süßer Sahne, Schlagsahne oder Vanillensauce genossen. Noch vor 50 Jahren war die rote Grütze in Deutschland so gut wie unbekannt; im schleswig-holsteinischen Krieg des Jahres 1864 lernten viele preussische Offiziere und Soldaten in Jütland kennen, und sie bemühten sich darum, sich das Rezept zu verschaffen und darnach das erfrischende, wohlschmeckende Gericht in ihrer Heimat herstellen zu lassen. In Dänemark wird die Speise gewöhnlich nur mit süßer Sahne genossen; sie heißt daher dort: „Rød Grød med fløde“ (Rote Grütze mit Sahne). Die preussischen Soldaten wandelten diesen dänischen Namen in den Spitznamen „Note Kröten mit Flößen“ um. Weshalb sie es taten, erfahren wir aus den hübschen Feldzugserinnerungen des Generals Wille, der als Artillerieleutnant an dem Krieg gegen Dänemark teilgenommen hatte. Dieser schreibt: „Vom Koch aus Tapioka oder verglichen mit gutem reinem Himbeersaft bereitet, mundet die Speise vortrefflich, wenn aber beim Drüber Dauer wirkliche Grütze den Sago oder Grieß und eine unentzifferbare Abkochung den Fruchtstoff vertrat, dann konnte man den Abgelassenen nicht ganz Unrecht geben, die den dänischen Namen mit „Note Kröten mit Flößen“ verdeutschten. Eine so schlechte rote Grütze wird es aber sicherlich nicht bei allen dänischen Bauern gegeben haben; denn sonst hätten sich nicht viele Feldzugsteilnehmer darum bemüht, das Rezept zu erlangen, um die ausgezeichnete Speise nach dem Krieg in ihrer Heimat einzuführen.“

Was die römischen Legionäre verzehrten. Die Wichtigkeit einer rationellen Ernährung der Krieger ist schon im Altertum bekannt gewesen. Die römischen Legionäre bekamen, bei einer Maximallast von 126 römischen Pfunden = 42,259 Kilogramm für Bekleidung, Rüstung, Waffen und 16tägigen Proviant und bei einem mittleren Körpergewicht von 70 Kilogramm 852 Gramm Weizen für Kleievollbrot, 117 Gramm gebratenes Hammelfleisch oder jeden dritten Tag 98 Gramm Schweinefleisch oder Speck, 1 Unze = 27 Gramm Käse, 1 Sextarius = 0,5 Liter Wein und 21 Gr. Salz. Diese Nahrungsmenge entspricht 120,7 Gramm Eiweiß, 44 Gramm Fett und 617 Gramm Kohlehydraten; sie repräsentiert einen Wert von 3342 Kalorien! Ungefähr auf derselben Höhe halten sich, wie Dr. Grandjean-Hirtler in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift berechnet, die Verpflegungssätze der modernen europäischen Heere. Die Schweiz gibt täglich im Felde 3214,5 — 3297,3; Österreich 3822,75; Deutschland 3214,8, im Winterfeldzug aber 4484; Frankreich 3570,8 und Italien 3254,7 Kalorien.

Der Landbote.

Volkstümliche Wochenbeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 7.

— Erscheint allmonatlich. —

1915.



Auf der Hallgartener Bang.

Da liegst du vor mir unterm blauen Zelt
Des deutschen Himmels, du Juwel der Welt!
Da halten meine Augen dich umspannt,
Du Herz der Erde, rheinisch Nebenland!
Du Herz, des Blutes feuerfarbenes Gold
Freudig pulsierend um den Erdfreis rollt,
Geister erweckend in den fernsten Zonen
Und höheres Sein, wo immer Menschen wohnen. . .

Da liegst du irdisch Eden, übersät
Von deutschen Fleißes ungezählten Spuren;
Da dehntst du dich, so weit das Auge späht,
Bis fern im Äther schwinden deine Spuren.
Wahrlich, um solche Herrlichkeit zu schau'n,
Mag sich's verlohnen, Türme zu erbauen,
Und, achthundsechzigjährig, in der Höhe
Des Jukl zu erklimmen ihre Spitze,
Wie der, der heut auf dieser Zinne weilt,
Der neunzigstufgen, und — Reime feilt!
Ach, über dieses Wides reicher Fülle
Der süße Frieden, die erhabene Stille,
Die wunderbare, feierliche Ruh,
In einer Zeit, da deutsche Erde, du
Der Einsatz bist, um den die Völker losen,
Der Preis, um den die schwersten Stürme tosen,
Die jemals, seit er schwebt im ewigen All,
Umbräuten unsern alten Erdenball,
In denen sich vereinen tausend Horden,
Um deine Erben, herrlich Land, zu morden! . . .
Und du liegst vor mir wie ein ahnungsloses,
Glückliches Kind am Pfühl des Mutter Schoßes,
Das hold dem Wanderer entgegenlacht
Und frohen Wiberhall in ihm entfacht! . . .

So weilt mein Auge denn auf dir mit Lust,
Und heißen, heißen Dank in meiner Brust,
Preis ich die Nacht, die dir den Grenzwall türmt,
Den eine Welt von Feinden nicht erstürmt!

O deutsches Volk, indem mein Auge schaut
Von diesem Turm, den mächtig du erbaut,
Auf ich dir zu: Streb immer nach den Höhen —
Und nie und nimmer wirst du untergehen! . . .

Höglert.

Der Doblhannes hat wieder geschrieben

Skizze aus dem Krieg 1914/15 von Ferd. Benz.

In einigen Schuppen summten noch Dreschmaschinen und verschluckten die letzten Garben, um wieder ein Jahr lang ruhen zu können. Der Krieg hatte alle Altbauern und Bäuerinnen nichil gemacht, weil so viel Männer mit ihren starken Armen auf einem anderen Dreischboden standen. Für das leidige Zipperelein und den Husten war heuer keine gelogene Zeit. Die mussten schon später kommen. Wenn sonst die Alten hinter dem warmen Ofen saßen und ihren Nusskino und Dreikönigsst. dampften, so standen sie heuer auf der schmalen Bank der Maschine und warfen ihr stundenlang Getreidegarben in den breiten Nachen, aus welchem es brümmte, knachte und gewaltig rumpelte. Auch die Brohmutter hinkte mit

der hölzernen Schüttelgabel einher und schuf Ordnung, so gut es ihre Gicht Hände litten.

Eben hielt die Maschine, als der Pfarrer vorbeiging und zu den Leuten hineingrußte. Alle Hände ruhten und alle erwarteten eine Neuigkeit, aber keine vom Dorfe, denn man sprach so seit Monaten nur von einem Thema: vom Krieg und von den Dürren und Männern, die dabei waren.

„Heuer haben halt die Alten keinen ruhigen Winter“, meinte der alte Pfarrer.

„Sollt' nichts machen“, antwortete der alte Brunnenbauer, der noch auf der Maschine stand, „wenn nur unsere Buben wieder gesund heimkommen. O, der Krieg! Und die vielen jungen Leben! Und unsere braven Leut, unsere schönen Leut! Sehen S', wenn ich so dasteh und laß die Weizengarben neintrutschen, daß sie's nur so zerweist, da denk ich manchmal — vergeh' mir, Gott, mein' Sünd! — die englischen Minister sollen's sein, die an dem Krieg schuld sind! Schauen Sie nur so einen Aratwallen an, wie den Doblhoben, was soll draus werden, wenn sein Vater nimmer kommt!“

Da raschelte es in dem Stroh und der fünfjährige Hans! sprang herfür und rief: „Der Vater kommt schon wieder, hat er g'sagt, aber zuerst muß er Franzosen derschießen, daß nicht reinkommen und uns nichts tun können.“ Dann ging der Kleine auf den Pfarrer zu, wuschte sich zuerst die Nase, gab ihm die Hand und sprach treuherzig: „Grüß dich Gott, Pfarrer!“

Die Umstehenden lachten.

„Hat der Vater schon lang nimmer geschrieben, Hans!“, fragte der Geistliche.

„Ja, neulich ist ein Brief kommen. Da ist eine Kugel drinnen gewesen, die ist dem Vater ganz nah am Ohrwackel vorbei und in einen Baum 'nein. Nachher hat er s' rausgeraden und heimgeschickt. Na, den wenn er aber demwisch, der kann sich grovenen. Wennst vorbeigehst, zeig dir Mutter die Kugel.“

„Recht, Doblhans!, recht!“

Der Briefbote ging mit seinem zottigen Hunde vorüber und reichte dem Pfarrer die Neuigkeiten hin. Der musterte die verschiedenen Sachen und fand einen Brief vom Doblhannes darunter.

„Da kommt grad' ein Brief von deinem Vater, Hans!“

„Hat er schon wieder g'schrieben? Das muß ich gleich der Mutter sagen.“ Sprach's und rannte von hinnen.

Nach wenigen Minuten war er mit seiner Mutter wieder am Plage. Der Pfarrer hatte den Briefumschlag geöffnet und einknahm ihm ein Schreiben und eine photographische Karte. Es waren drei Krieger darauf portraitiert.

„Hans!, da such deinen Vater!“

Alles drängte sich um die Karte. Der Bub fuhr mit dem Finger hin, bläpste vor Freude und rief: „O, Mutter, — schau, — der Vater, da ist er, der da, mit seinem gräßlichen Bart!“

„Marie und Johann!“ schrie das Doblweib, „da ist er, und so gut ist er trocken, aber nein, wie grausam, daß er kreisch schaut grad wie ein Kreuzwegjud. Na, der starrige Bart, der muß wieder weg, da tu ich mir wahrhaftig fürchten.“

Alle lachten und jedes betrachtete das Bild und nahm es in die Hand.

Der Brief lautete folgendermaßen:

„Euer lieben Hochwürden! Ich sende Ihnen mein Postgraph, das sehr gut getroffen ist. Nur bin ich in Wirklichkeit nicht so schön. Unser Herr Leutnant hat es gemacht mit seinem Apparat, den ihm seine Mutter geschenkt hat. Er hat immer eine große Freude, wenn er von seiner Mutter einen Brief kriegt, und er muß immer fast eine Träne weinen, gerade so wie ich auch, wenn mir meine liebe Mierl oder Euer lieben Hochwürden schreibt. Hat sie den Kirchenzins und den Felderpacht schon bezahlt, daß ich in keine Unangenehmlichkeiten komme? Denn die Mierl ist in diesen Sachen nicht bewandert, weil ich alles zahle.“

Jetzt muß ich Ihnen aber noch etwas von dem Schmutz-ner Kaspar erzählen, der mein Kamerad ist. Auf dem Bild ist er auch draufgemalt, der Lump! Da kann ich Ihnen nichts Gutes berichten. Da hätte es bald bei ihm geheißen, wie in dem Lied: „Vielleicht bist du's schon morgen eine Leichte.“ Mit lauter Dummheiten, wie sie sich im Kriege gar nicht geziemen. Seinem Vater hab ich schon geschrieben: Deinem Kaspar darfst du dem Hof nicht übergeben, so lange er ein solchener Über-und-über ist! Den alten Schmutzner kennt Ihr ja. Es ist der, der zu den Leuten statt „Psitt Gott!“ sagt: „Druck's ent, — bald vergessen!“ —

Aber der Kaspar, mein armer Kamerad, hat jetzt einen jämmerlichen Denzettel, der Bazil! Und das ist so zugegangen:

Wir zwei hoben auf Patrol gehen müssen. Und weil man da ganz still schleichen muß und gar nichts reden darf, haben wir ausgemacht: Wer was Verdächtiges sieht oder hört, der sagt ganz leise: „Psitt“, und wir legen uns sofort nieder, daß uns keiner trifft.

Jeden Baum und jeden Busch haben wir genau angeschaut, ob er nicht lebendig wird und uns eins hinaufbrennt. Aber alles war so still, wie wenn wir zwei allein auf der Welt herumgelaufen wären. Auf einmal sagt der Kaspar: „Psitt“, und blühschnell habe ich mich auf den Boden gelegt, und wie es der Knack will, mitten in eine Wasserlache hinein, daß es einen Mordspatscher getan hat. Der andere aber ist auf die Seite gesprungen und stehen geblieben, der Vagabund, der elendigte, und hat mich so dreckig ausgelacht, daß es mich in zwanzig Jahren noch auslöpft, wenn ich daran denke. Na, ich hab gemerkt, daß er mich nur in die Lache hineingesoppt hat, hab mich herausgewürgelt und bin vor Zorn fast auseinandergeknallt, weil ich ihn auf der Patrol nicht hab haufen und schimpfen dürfen, daß man es bis nach Paris gehört hätte. Aber schimpfen tu ich ihn nimmer, weil er schon seine Portion bekommen hat. Fast eine zu große.

Wir sind wieder weitergeschlichen. Der Mond hat geschienen, sich hinter Wolken versteckt und ist wieder vorgeknochen. Nichts hat sich gerührt. Auf einmal mein ich, der Busch da vorne macht einen Ruck. „Psitt“, hab ich gesagt und mich auf den Boden geworfen. Der Kaspar stand vor einer Wasserlache, wie ich vor einer Stunde. Er lachte mich wieder aus und sagte: „Meinst du, ich bin auch so dumm, wie —?“

„Bausch“ hat es da gemacht, und mein armer Kaspar lag getroffen in der Pfütze. Ich war auf die Seite geknochen und jagte fünf Angeln auf den Busch hinüber. Nichts rührte sich mehr. Jetzt lachte ich wieder an den Kaspar. Am Ende muß er im Schmutz ersticken. Du mußt ihn herausziehen, und wenn hundert Mann herüberschießen.

Ich sprang zu ihm hin, zog ihn aus der Wasserlache, nahm ihn auf die Achsel und trug ihn davon. Niemand hat auf uns mehr geschossen. Vielleicht haben sie darauf vergessen, auf meine fünf Angeln hin.

Der Kaspar aber hat das Unfugmachen aufgegeben in dieser Nacht. In vier Wochen kommt er wieder zu uns, weil der Schuß sein Bein getroffen hat und die Wunde schnell heilt. Dann geh ich wieder mit ihm auf Patrol. — Für heute schließe ich mein wenig Zeilen unter sehr vielen Grüßen an die ganze Pfarrei. Wiedersehen macht Freude Euerem Johann Dobl.“

Die Leute hatten gespannt zugehört und ihre Glößen dazu gemacht: „Was da alles passiert!“ sprach der Großvater, „na, die können was erzählen, wenn sie einmal kommen.“

„Wenn nur der Vater bald heimkam, gelt, Mutter“, sagte der kleine Consl.

Die Mutter wuschte sich mit der Schürze über die Augen,

Krankenpflege auf dem Lande.

I.

Wohl kein anderer Zweig der ländlichen Wohlfahrtspflege hat im Lauf des letzten Jahrzehnts solche Fortschritte gemacht wie die Krankenfürsorge. Während noch zu Beginn des Jahrhunderts Krankenpflegestationen auf dem Lande eine Seltenheit waren, bedeckt jetzt ein dichtes Netz den Bezirk. Diese an sich sehr erfreuliche Entwicklung ist in ihren Anfängen in der Gefahr gewesen, sich zu überstürzen. Nachdem die Landbevölkerung aus der Erfahrung gelernt hatte, welche ein Segen in der Pflege durch sachverständige, geübte Hände liegt, war das anfängliche Mißtrauen und die Abneigung, eine Fremde in das intimste häusliche Leben hineinblicken zu lassen, schnell geschwunden, und nun ward überall das Verlangen nach Krankenschwestern laut. Jeder kleinste Ort wollte seine eigene Schwester haben, und selbst wo mehrere Ortschaften in einem Kirchspiel vereinigt waren, war es schwierig, sie auch zu einem gemeinsamen Krankenpflegebezirk zusammenzuschließen, weil die dörfliche Eifersucht auf den Nachbarort sich in den Weg stellte. Nach und nach ist dieser Zeit der ersten Erregung Überlegung und Ruhe gefolgt. Ganz abgesehen davon, daß gar nicht genug verfügbare Kräfte vorhanden waren, um alle die oft sehr stürmisch geäußerten Wünsche zu befriedigen, griff auch die Erkenntnis Raum, daß es nicht anging, wahllos Stationen auf Stationen zu errichten. Wenn etwas Dauerndes geschaffen werden sollte, mußte nach einem großzügigen Plan verfahren werden. Was war damit gemeint, wenn Stationen vor schnell zugrundetruenden, die sich nachher als nicht lebensfähig erwiesen oder die keine ausreichende Arbeit boten, während nebenan Gebiete brachlagen. Es hat sich daher mit der Zeit eine gewisse Zentralisation der Krankenpflege herausgebildet, und dadurch, daß die Gewährung von Beihilfen und laufenden Unterstützungen aus öffentlichen Mitteln meist in den Händen der Landräte liegt, ist der Gefahr unüberlegter Gründungen vorgebeugt und die Entwicklung jetzt in ruhige Bahnen gelenkt. Man hat auch versucht, die ländlichen Körperschaften, vor allem die Kreissynoden, dazu zu veranlassen, Pläne für die Versorgung ihres Bezirks mit Krankenschwestern aufzustellen und den Antrieb nicht den einzelnen Gemeinden zu überlassen. In einigen Kreissynodalbezirken (z. B. Uisingen) ist man von Anfang an diesen Weg gegangen und hat sehr gute Erfahrungen damit gemacht. Die Anregung zu ähnlichem Vorgehen hat noch nicht überall Frucht getragen; ohne Zweifel liegt aber hier für die Kreissynoden, über deren Unfruchtbarkeit so viel geklagt wird, ein Gebiet, auf dem sich ihnen Gelegenheit zu segensreicher praktischer Tätigkeit bietet. Anderwärts, z. B. im Kreis St. Goarshausen, hat die Kreisverwaltung selbst die Veranlassung von Krankenschwestern in die Hand genommen, und dabei natürlich von der Möglichkeit, eine Anzahl Ortschaften zu einem gemeinsamen Krankenpflegebezirk zusammenzuschließen, Gebrauch gemacht. Das erstere Verfahren empfiehlt sich für rein evangelische Gemeinden, während die tätige Mitwirkung oder das selbständige Vorgehen der Kreisverwaltung dort am Platze sein wird, wo konfessionell gemischte Bevölkerung wohnt. Auf jeden Fall ist eine straffe Zentralisation dem Werk nur förderlich, ja das einzige Mittel, um einer nutzlosen und schädlichen Verzettelung der Kräfte zu steuern.

Eine amtliche Statistik über den heutigen Stand der ländlichen Krankenpflege in unserem Bezirk ist unseres Wissens nicht vorhanden. Wenn wir den Versuch machen, eine Übersicht zu geben, so rechnen wir mit der Möglichkeit, daß unsere Angaben ungenau und unvollständig sind und der Berichtigung und Ergänzung bedürfen. Aber für unseren Zweck kommen wir doch mit dem uns vorliegenden Material, das wir in der Hauptsache Mendels „Statistik der evangelischen Pfarreien und Geistlichen des Konsistorialbezirks Wiesbaden“ entnehmen, und so gut es geht aus anderen Quellen ergänzen, aus. Den Eindruck, daß wir es mit einem weitverzweigten und blühenden Werk der Wohlfahrtspflege zu tun haben, kann auch schon eine nicht ganz vollständige Liste erwecken. Wir halten uns an die kirchliche Einteilung in Kreissynodalbezirke begn. Dekanate, lassen dann aber noch eine überschlägliche Zusammenstellung nach Kreisen folgen.

Es sind vorhanden im Dekanat Biedenkopf 5 Stationen mit 8 Schwestern, im Dekanat Cronberg 18 Stationen mit 27 Schwestern, im Dekanat Diez 6 Stationen mit 8 Schwestern,

im Dekanat Gladenbach 9 Stationen mit 11 Schwestern, im Dekanat Herborn 11 Stationen mit 17 Schwestern, im Dekanat Homburg v. d. H. 8 Stationen mit 8 Schwestern, im Dekanat Idstein 6 Stationen mit 7 Schwestern, im Dekanat Kirchberg 1 Station mit 1 Schwester, im Dekanat Langenschwalbach 3 Stationen mit 4 Schwestern, im Dekanat Marienberg 7 Stationen mit 8 Schwestern, im Dekanat Nassau 6 Stationen mit 7 Schwestern, im Dekanat Nastätten 6 Stationen mit 8 Schwestern, im Dekanat Kunkel 3 Stationen mit 6 Schwestern, im Dekanat St. Goarshausen 4 Stationen mit 6 Schwestern, im Dekanat Selters (Westertal) 5 Stationen mit 7 Schwestern, im Dekanat Ulfingen 8 Stationen mit 12 Schwestern, im Dekanat Wallau bei Wiesbaden 2 Stationen mit 3 Schwestern, im Dekanat Weiburg 3 Stationen mit 4 Schwestern, im Dekanat Wiesbaden (Land) 9 Stationen mit 20 Schwestern, zusammen 118 Stationen mit 170 Schwestern.

Wir haben hierbei nur diejenigen Schwestern berücksichtigt, die in der Gemeindefürsorge arbeiten; die Schwestern in den Krankenhäusern (Diez mit 5, Homburg mit 8, Idstein mit 2, Kirchberg mit 2, Langenschwalbach mit 1, Nassau mit 1, Ems mit 13, Braubach mit 1, Weiburg mit 2 Schwestern im Krankenhaus und im Altersheim) und die für Kleinkinderschulen angestellten sind außer Ansatz geblieben.

Ordnen wir die Übersicht nach Kreisen, so haben wir im Hinterland (Kreis Biedenkopf mit den Dekanaten Biedenkopf und Gladenbach) 14 Stationen mit 19 Schwestern und im Dillkreis, der sich mit dem Dekanat Herborn deckt, 11 Stationen mit 17 Schwestern. Da bei den übrigen Kreisen die Dekanats- und Kreisgrenzen nicht zusammenfallen, sondern oft sehr wirr durcheinanderlaufen, geben wir für sie nur die Zahlen. Kreis Höchst 12 Stationen mit 18 Schwestern, Kreis Limburg 3 Stationen mit 6 Schwestern, Oberlahnkreis 5 Stationen mit 6 Schwestern, Obertaunuskreis 11 Stationen mit 15 Schwestern, Oberwesterwaldkreis 3 Stationen mit 4 Schwestern, Rheingaukreis 1 Station mit 2 Schwestern, Kreis St. Goarshausen 11 Stationen mit 18 Schwestern, Unterlahnkreis 11 Stationen mit 14 Schwestern, Untertaunuskreis 7 Stationen mit 8 Schwestern, Unterwesterwaldkreis 4 Stationen mit 6 Schwestern, Kreis Ulfingen 9 Stationen mit 14 Schwestern, Kreis Westerburg 5 Stationen mit 5 Schwestern, Kreis Wiesbaden (Land) 10 Stationen mit 21 Schwestern.*) Die zum Stadtkreis Frankfurt gehörige, mit zwei Schwestern besetzte Station Rödelheim können wir hier füglich beiseite lassen.

Zu einem Vergleich kann man diese absoluten Zahlen natürlich nicht benutzen; das ist erst möglich, wenn man das Verhältnis zur Bevölkerungsziffer in Anschlag bringt. Und zwar wird man sich dabei, da es sich fast überall um Einrichtungen handelt, die von Landeskräftlichen Organen getragen werden, auf die Zahl der evangelischen Bevölkerung beschränken müssen. Es kommen dann auf eine Station im Kreis Biedenkopf 3341 Evangelische, im Dillkreis 4261 Evangelische, im Kreis Höchst 2928 Evangelische, im Kreis Limburg 3673 Evangelische, im Oberlahnkreis 6286 Evangelische, im Obertaunuskreis 2183 Evangelische, im Oberwesterwaldkreis 6087 Evangelische, im Rheingaukreis 4351 Evangelische, im Kreis St. Goarshausen 2339 Evangelische, im Unterlahnkreis 3383 Evangelische, im Untertaunuskreis 4003 Evangelische, im Unterwesterwaldkreis 2286 Evangelische, im Kreis Ulfingen 1879 Evangelische, im Kreis Westerburg 1439 Evangelische, im Kreis Wiesbaden (Land) 4322 Evangelische im Durchschnitt, also auf eine Station 3514 Evangelische. Noch deutlicher wird das Verhältnis, wenn man nicht die Anzahl der Stationen, sondern die Zahl der Schwestern zugrunde legt. Es kommen dann auf eine Schwester im Kreis Ulfingen 1208 Evangelische, im Kreis Westerburg 1439 Evangelische, im Unterwesterwaldkreis 1491 Evangelische, im Obertaunuskreis 1601 Evangelische, im Kreis Limburg 1933 Evangelische, im Kreis Höchst 1962 Evangelische, im Kreis St. Goarshausen 1979 Evangelische, im Kreis Wiesbaden (Land) 2053 Evangelische, im Rheingaukreis 2175 Evangelische, im Kreis Biedenkopf 2462 Evangelische, im Unterlahnkreis 2358 Evangelische, im Dillkreis 2757 Evangelische, im Untertaunuskreis 3502 Evangelische, im

Oberwesterwaldkreis 4565 Evangelische, im Oberlahnkreis 5233 Evangelische, so daß der Kreis Ulfingen am besten versorgt ist, während der Oberlahnkreis verhältnismäßig die wenigsten Schwestern hat. Der Durchschnitt beträgt 2481 Evangelische auf eine Schwester.

Die Erntehilfe der Städter.

Von gewissen Seiten wird eifrig daran gearbeitet, die Erntehilfe seitens der Städter (Jungmannschaften usw.) in die Wege zu leiten. Es ist deshalb vielleicht angebracht, einmal die Frage der Erntehilfe näher zu beleuchten. Es soll dies ganz objektiv geschehen, niemand zu Leid, nur im allgemeinen Interesse. Verfasser stammt vom Lande und hat während seiner ganzen Jugend in der Landwirtschaft geholfen, kennt auch das Leben in der Stadt, darf sich also wohl ein auf Erfahrung gestütztes Urteil erlauben.

Also die Städter wollen den Bauern bei den Erntearbeiten helfen! Der gute Wille sei vorausgesetzt. Aber, du lieber Gott, ist das denn eigentlich so etwas Leichtes, das man so mir nichts die nichts tun kann? Man gebe einem Städter, der in seinem ganzen Leben vielleicht noch nicht auf einem Acker (d. h. zur Arbeit!) gestanden hat, einmal ein landwirtschaftliches „Instrument“ in die Hand, mit dem er arbeiten soll! Ich brauche nur auf Hacke, Rechen, Sichel, Sense und dergleichen hinzuweisen. Man betrachte sich doch jemand, der zum erstenmal z. B. einen Rechen handhabt! Eigentlich sollten die Bauern sich selbst dagegen wehren und sagen: „Finger davon, das verstehst du nicht“. Sie tragen ja durch Zusage Spruchnahme solcher freiwilligen Erntehilfe selbst dazu bei, daß ihre Arbeit zu gering eingeschätzt wird. Was würde der Handwerker usw. in der Stadt dazu sagen, wenn sich ihm bei dringender Arbeit oder Arbeitermangel junge Leute vom Lande zur Hilfe anbieten würden! Er würde sich schon dafür bedanken und mit Recht sagen: „Mir verberbt mir mehr, als ihr gut macht.“ Geradeso ist es aber auch mit der Landarbeit. Gewiß kann man helfen, aber wie! Gerade die Handgriffe (Pflanzgriffe!) sind es, die die Arbeit fördern, und die werden nicht von heute auf morgen, sondern erst durch längeres Arbeiten erlernt. Und bei wem dies nicht der Fall ist, der richtet mehr Schaden an und hält die Landleute mehr auf, als seine Arbeit Nutzen bringt.

Ist so eine allgemeine freiwillige Erntehilfe der Städter schon für die Arbeiten an sich nicht durchweg wünschenswert und vorteilhaft und empfehlenswert, so ist dies noch weniger der Fall für die städtischen Helfer selbst. Es täusche sich doch niemand darin, wie schwer diese Arbeiten sind. Wer sich aber zur Hilfe anbietet, der muß diese Hilfe auch in vollem Umfang leisten, sonst verläßt sich der Landwirt darauf, schlägt vielleicht andere Hilfe aus und — sitzt nachher auf dem Frodean, wenn es dem städtischen Helfer behagt, zu streifen. Dieser Umstand wird sicher in den meisten Fällen nicht genügend beachtet!

Haben die etwas aufdringlich hilfsbereiten Städter sich schon einmal vorgestellt, wie unbequem und genierlich eine städtische Einquartierung ist, auch wenn sie noch so anspruchslos wäre? Quartier, Essen und dergleichen zu geben, ist in den meisten Fällen, wo diese Erntehilfe nötig ist, der Umstände halber doch geradezu unmöglich. Aber — vielleicht wollen sich die Helfer selbst kochen, oder, wie es geplant sein soll, in „einem im Mittelpunkt der gleichzeitig in Betracht kommenden Dörfer liegenden Dörfe, von wo sie täglich zur Arbeitsstelle ausrücken“, Quartier nehmen? Ich kann mir diese Art Unterkunft und Verpflegung nicht gut vorstellen. Aber abgesehen davon, bleibt noch das gemeinsame Arbeiten im Felde. Bei glühender Sonnenhitze kann und muß die Bekleidung nur auf das Allernotwendigste beschränkt sein, und dann denke man sich die alleinstehenden Frauen und Mädchen in dieser Weise gemeinschaftlich mit den Städtern arbeiten, und denke dabei auch an die Verrichtung der notwendigsten Bedürfnisse! Ein sehr wichtiger Punkt! Unter sich ist das nicht schlimm, aber bei den Städtern, die sich sonst doch so oft lustig machen über die Bauern und ihre Gewohnheiten, ist das doch wieder was ganz anderes. Verlangen denn aber eigentlich die Landleute die städtische Hilfe? Ich habe bis jetzt noch nichts davon gehört. Oder wo ist eine Familie, die im vorigen Jahre solche Hilfe hatte und dieselbe in diesem Jahre wieder erbittet. Das wäre interessant zu erfahren, in

*) Darunter allerdings die Stationen Dieblich mit 8 und Schierstein mit 3 Schwestern. Es ist aber sehr schwierig, die rein ländlichen Orte sauber auszuheben, besonders in der Nähe der Großstadt.

Wie viel Fällen dies vorkäme. Gewiß haben die Bauern Hilfe nötig, aber nach meinen Erfahrungen verzichten sie auf die Hilfe der Städter. Als, die ich fragte, wehrten mit Händen und Füßen und riefen fast entsetzt: „Um Gotteswillen, nur das nicht, lieber wollen wir Tag und Nacht arbeiten!“ Ein Wandervogel sagte mir dieser Tage noch, daß sie ihre Hilfe angeboten hätten, diese wäre aber abgelehnt worden. Die Bauern helfen sich gegenseitig, so gut es eben geht, die Alten werden wieder jung und die Kinder greifen fest mit an, und wenn dann noch die Uelauer heimkommen aus der Front, dann wird's mit Gottes Hilfe und einigermaßen günstigem Wetter schon gehen. Dagegen wäre es mit Freuden zu begrüßen, wenn der schon gemachte Vorschlag in Erfüllung ginge, daß die Herrschaften usw. ihre vom Lande stammenden Dienstboten, die Meister ihre Lehrlinge usw., so weit dies angängig wäre, während der Erntezeit beurlaubten. Das wäre auch richtige Erntehilfe. Diese ganze Art der freiwilligen Erntehilfe der Städter scheint mir ein Luftgebilde ohne realen Untergrund.

A.

Eine Volksfeste im Dienste des Krieges.

Nach einem alten Brauch durchzieht am dritten Pfingsttag die Schuljugend von Rod am Berg im Taunus mit dem „Laubmännchen“ die umliegenden Dörfer. Dieses Laubmännchen ist ein kästiger, ganz in Laub und Blumen geschüllter Kasten mit einer mächtigen Blätter- und Blütenkrone auf dem Kopf. Er ist der Führer der Schar, die er von Haus zu Haus geleitet mit der Bitte um Eier und Speck. Die Gaben der freundlichen Spender werden dann von den Müttern hoch zu Eiertischen verladen und als Höhepunkt des eigenartigen Festes von den fröhlichen Kindern vorverkostet.

Sollte das Fest auch in diesem Jahre in derselben Weise gefeiert werden? Dazu schienen doch die Zeiten gar zu ernst. Da wurde den Kindern von der Leiterin der dortigen Frauenhilfe der Rat erteilt, Eier zu erbitten wie bisher, jedoch für weitere in den Lazaretten liegenden kranken Krieger. Auch sollten die Kinder im Dienst des Jubiläumstages der Frauenhilfe Postkarten an die Dörfer verkaufen! Dieser Rat wurde von den Kindern mit hellem Jubel aufgenommen und zur Ausführung gebracht. Und an die Verse anknüpfend, die nach altem Brauch vom Laubmännchen von Haus zu Haus vorgelesen wurden, hieß es auch jetzt:

„Eier 'raus, Eier 'raus, der Korb ist noch nicht voll!“
Dann wurde in einem himmelstürmischen Gedächtnis der Zweck der Kriegshilfe dargelegt mit dem von allen Kindern gleichzeitig gesprochenen feierlichen Schluß:

Der Krieger focht fürs Vaterland
Durch seine Heldentaten;
Wir setzten froh mit Mund und Hand
Bei euch für die Soldaten!

Einen solchen Eierkorb wie diesmal hat die Kinderfeste mit ihrem Laubmännchen wohl noch nie hingebacht. Es waren nicht weniger als 677 Eier, die zum Teil einer in einem Kriegslazarett arbeitenden Gemeindefrau, zum Teil dem Nassauischen Diakonissen-Mutterhaus Parklinenstift der Frauenhilfe in Wiesbaden gesandt wurden, das zurzeit in ein Kriegslazarett verwandelt worden ist.

Außerdem verkauften die Kleinen in den Dörfern noch für 30 M. Postkarten für den Invalidendienst der Frauenhilfe und waren von dem Erfolg ihres Festzugs so beglückt, daß sie die Eierkürben darüber gern vergaßen.

Umschau.

* Krieg und Aberglaube. Daß der Aberglaube auch in unserer aufgeklärten Zeit noch nicht geschwunden sei, das ging aus den Ausführungen hervor, die im „Landboten“ wiederholt über diesen Gegenstand gepflogen worden sind. Der Krieg hat das aufs neue bestätigt. Schon bei seinem Ausbruch konnte man hören, wie hier und da über Himmelsbriefe oder Schuttbrieftelegraphen geredet wurde, die dieser oder jener zu seiner Sicherheit mitgenommen habe. Doch war die Zahl derjenigen unter den Verwundeten, die Besterwalds erfreulich groß, man kann sagen, es war die Mehrzahl, die jenen Brief als großen

Schwindel bezeichneten. Leider ist es mir nicht möglich gewesen, einen Himmelsbrief zu Gesicht zu bekommen; dafür wird die Angelegenheit mit zu großer Heimlichkeit betrieben. — Auch die Kettenbriefe, von denen ja in der Tagespresse wiederholt berichtet wurde, sind auf dem Besterwald nicht unbekannt geblieben. Die Anregung dazu kam von Soldaten aus dem Felde. Viele Briefe scheinen die Briefe aber nicht gefunden zu haben. — Anfangs fanden die in der Presse veröffentlichten Weissagungen aus den verschiedenen Jahrhunderten eifrige Gläubige. Als aber die Erfüllung auf sich warten ließ, da schwand der Glaube, und heute würde eine neue Weissagung über das Ende des Krieges kaum noch Vertrauende finden.

W.-N.

* Schafzucht. Der Krieg hat manche Einrichtung, von der man im Lauf der Zeit abgekommen war, wieder ins Leben gerufen. So hat man sich in Hachenburg auf die Eintägigkeit der Schafzucht besonnen. Eine Anzahl Bürger ist zu einer Genossenschaft zusammengetreten zum Zweck der Schafhaltung. Man hat einen Hirten gedingt, für den Winter einen Schafstall erbaut und mit der Stadt einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem die Schafherde auf städtischem Ackerland und auf Graswegen weiden darf. Neben der Wollnutzung wird das Fleisch der im Herbst schlachtbaren Schafe in der Kriegszeit nicht ohne Bedeutung sein. Es wäre zu wünschen, wenn des Beispiels Hachenburgs Nachahmer finden möchte.

S.

* Gartenbau. Die Stadtverwaltung von Hachenburg hatte ein größeres städtisches Grundstück zur Anlage von kleinen Gärten ausgelegt, um auch den kleinen Leuten der Stadt die Möglichkeit zu geben, Gemüse und Frühkartoffeln selbst zu ziehen. Zur Düngung war der Schlamm aus der städtischen Kläranlage bestimmt. Das Grundstück wurde mit einem Baum umgeben, und die einzelnen Gärten aber nur durch schmale Gräben getrennt. Der Versuch ist gelungen. Die Gartenstücke fanden willige Abnehmer und fleißige Beweiser. Die Gartenfrüchte gedeihen ausgezeichnet und belohnen den Fleiß der Besitzer. Mögen die Hachenburger Kriegsgärten als Denkmal des großen Weltkriegs, Nachahmer in anderen Kleinstädten finden.

W.-N.

* Förderung des Obstbaues. Auch in diesem Jahre zahlt der Rheingaukreis wieder eine Prämie von 50 M. für jeden im freien Felde angepflanzten Hochstamm, der aus einer leistungsfähigen Baumschule bezogen ist. Außerdem vergütet die Lorch Gemeinde für gleichzeitige Anpflanzung von mindestens 20 Bäumen einen weiteren Zuschuß von 25 M., so daß sich die Vergütung zusammen auf 75 M. pro Baum stellt. Anmeldungen müssen bis zum 25. August bewirkt werden, während die Anpflanzung noch bis zum 20. November erfolgen kann.

Vollständige Literatur. Edle, vollstündige Kunst, tiefgründige Kenntnis der Volksseele und eine tiefe Heimatliebe stecken in dem kraftvollen Bauernroman „Stiefkinder“ des rheinisch-hunsrückischen Lehrerdichters Fritz Stoffel, der im Verlag von Franz Moeser Nachf. in Leipzig erschienen ist. Trefflich hat der Dichter das rauhe Hochland des Hunsrück in seiner herben Schönheit wiedergegeben, überraschend weiß er den helläugigen, harten Menschen, der keine Sentimentalität kennt, zu charakterisieren, mit liebevollem Verständnis alte Sitten und Gebräuche zu schildern. Es ist ein Buch aus dem Volkstum heraus geboren, das schon allein um seines erzieherischen Wertes willen einen Platz in Lehrer- und Volksbibliotheken verdient. — In dem wieder sehr reich ausgestatteten Jubiläum der „Vergstadi“ (Vergstadeverlag Wilm. Gottl. Horn, Breslau, Leipzig, Wien) wird der durchaus eigenartige, bis zum letzten Abschnitt fesselnde Roman des Herausgebers Paul Keller: „Serien vom Ich“ zu Ende geführt. Das Werk enthält außerdem zahlreiche erzählende Beiträge und mit Textbildern versehene Artikel, die sich meist auf den Krieg beziehen. Vier farbige Kunstbeilagen und eine Mappe bilden einen prächtigen Schmuck des vielseitigen Unterhaltungs, Anregung und Belehrung bietenden Buches. — In dem Buch von Paul Rudloff, „Mit Schippe und Feder“ (Verlag von Karl Giese, Berlin SO. 28) hat ein zu dem Armierungskorps der deutschen Armee einberufener Berliner „Seld der Feder“ in humoristischer Weise seine Erlebnisse geschildert. Ist der Ton, der zum Teil im Berliner Dialekt gehalten ist, auch manchmal etwas derbe, so tut das doch der Gesamtwirkung keinen Abbruch. Das Buch eignet sich besonders zum Verschicken an Soldaten.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ist ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.